

Negative Theologie, Mysterien und erweiterter Sprachgebrauch in der Religionsphilosophie

§1 Negative Theologie

Negative Theologie räumt Erkenntnisgrenzen des Menschen bezüglich Gottes ein. Dies scheint einleuchtend insbesondere bezüglich sehr spezifischer Aussagen über Gottes metaphysische Natur und seine Gedanken, insbesondere über die Art und Weise, wie eine immaterielle Substanz existiert und wie sich Gott zu Objekten des Universums in Raum und Zeit verhält. Zu diesen Themen fehlen uns sowohl Erfahrungen als selbst Aussagen der monotheistischen Offenbarung.¹

Eine generelle Unerkennbarkeit Gottes geht in zwei Hinsichten zu weit: (i) es lässt sich dann nicht mehr eine (vermeintliche) Offenbarungsreligion vor einer anderen auszeichnen, falls überhaupt noch sinnvoll von Gott gesprochen werden kann, (ii) es muss die Offenbarung selbst in Zweifel gezogen werden, denn der Gott der Bibel spricht selbst und durch die Propheten und Jesus, woraus Rückschlüsse über seine Absichten, Pläne und Urteile zum Weltgeschehen möglich sind. Der Gott der Bibel teilt sich mit. Er spricht auch von sich. Er spricht in unserer Sprache. Da er uns nicht belügt, erfahren wir also Vieles über ihn. Eine weitgehende Negative Theologie ist daher mit dem Christentum inkompatibel. Schranken unseres Erkennens und Sprechens können eingeräumt werden, doch bleiben muss ein partielles Erkennen (etwa als Vernehmen) und ein partielles (etwa auch analoges) Beschreiben. Insbesondere schuf der Gott der Bibel den Menschen in seinem Ebenbilde mit Verstand. Es wäre dieser Schöpfung entgegengesetzt, wenn der Verstand gerade in der Beziehung zu Gott versagen würde – in einem Umfang, welcher die von Gott intendierte Beziehung zwischen Gott und Mensch ausschließt.

Modelle des Jenseits und des Verhältnisses von Gott zum physischen Universum oder bezüglich Gottes Person selber müssen trotz unserer Grenzen soweit möglich sein, um die zentralen Konzepte des Christentums verstehen zu können. Der Verstand darf dem Glauben nicht stumm oder verweigernd

¹ Die Ausführungen in diesem Aufsatz beziehen sich auf eine religionsphilosophische Erläuterung und Rechtfertigung des Christentums bzw. von Versatzstücken im Umfeld des Christentums, weit verstanden. Ähnliche Überlegungen ließen sich für den Islam oder das Judentum anstellen. Es wird – klarerweise in einer philosophischen Abhandlung – eine Gültigkeit des christlichen Glaubens weder vorausgesetzt noch bestritten, es geht um methodische Fragen einer (analytischen) Religionsphilosophie. Diese Einschränkung sei im Weiteren vorausgesetzt.

entgegenstehen. Dazu müssen nicht alle Details einer religiösen Weltordnung verstanden oder entwickelt werden, denn darin findet sich schnell Spekulation.

Wie sich der Umfang des wissenschaftlich Erkennbaren und der Umfang des so nicht Erkennbaren verhalten, lässt sich nach Voraussetzung der Problematik der Erkenntnisgrenzen natürlich selbst nicht exakt sagen.

Ob sich im Bereich des nicht wissenschaftlichen Erkennbaren besonders lebenswichtigen Probleme befinden, lässt sich insofern sagen, als wir feststellen können, ob die Wissenschaft uns etwas zu ihnen zu sagen hat. Was wir damit allerdings nicht wissen, ist, ob wir in den anderen Medien der Selbstverständigung deshalb einen besseren oder überhaupt einen Zugang zu ihnen finden. Dies zu versichern, macht einen zum Mystiker.

Eine Tugend, die in Listen epistemischer Tugenden eher nicht auftaucht, ist: Bescheidenheit. Jeder Wissenschaftler sollte eigentlich bedenken, welche Anmaßung darin besteht, eine neue Wahrheit zu verkünden, zumal (etwa in der Philosophie) eine Wahrheit, die nicht nur alle Menschen objektiv betrifft, sondern eine Wahrheit, die Teil deren Wissens um sich selbst besser auszudrücken beansprucht, als diese oder sonst jemand (etwa andere Philosophen) zuvor dies getan haben oder öffentlich genug machen. Gerade bei Thesen, welche die grundlegende *conditio humana* betreffen, sollte Vorsicht geboten sein: Warum ist diese Wahrheit noch nie bemerkt worden? Muss sie nicht schon irgendwo nachzulesen sein, oder muss sie als Vermutung nicht schon widerlegt worden sein?

§2 Unausdrückbares, Unerkennbares und ‚Mysterien‘

Gegeben die Einschränkung einer pauschalen Negativen Theologie sollte nur sehr reduziert postuliert werden, dass es sich bei einer Frage oder Unverständlichkeit um ein ‚Mysterium‘ handele. **Mysterien** drücken zugleich ein Versagen der Erkenntnis und ein Dogma aus, das sich weiterer Erläuterung verschließt und Anfragen zu seiner Verständlichkeit verweigert.

Epistemologisch erlaubt und zwangsläufig ist der Verweis auf unsere Erkenntnisgrenzen. Es gibt Fragen, bei denen wir nur attestieren können, dass wir nicht genau wissen, wie sie zu beantworten sind (etwa, ob die Toten alle zusammen ‚aufgeweckt‘ werden oder ob – und welche von ihnen – schon vorher ‚aufgeweckt‘ werden). Epistemologisch fragwürdig sind hingegen Angebote, welche partielle Antworten formulieren und die Schwäche dieser Antworten als ‚Mysterium‘ immunisieren.

Eine besonders problematische Form solcher Pseudoantworten sind **Verballösungen**: Eine Lösung wird formuliert, die wörtlich genommen kaum einen Sinn ergibt, und dann zum Mysterium, wenn nicht sogar zur dogmatischen Lösung erklärt. Genauso schwierig – bis unsinnig – wie der Bericht „In Peters Schrank unten lag ein rundes Viereck“ zu verstehen ist, aufgrund der inkonsistenten Eigenschaften RUND und VIERECKIG, ist zu verstehen „Christus ist ganz Gott und ganz Mensch“, aufgrund der devianten Verwendung von „ganz“: etwas kann nicht ganz (im selben relevanten Sinne) etwas sein und ein zweites, was von diesem ausgeschlossen wird (wie die menschliche, körperliche Natur von der Natur Gottes). Historisch haben Theologen (wie Thomas von Aquin, Augustinus und viele mehr) solche Verballösungen vorgetragen und die Entwicklung ihrer systematischen Theologie in solchen Mysterien vollzogen. Das mag der Verbreitung der christlichen Lehre – insbesondere seit den Zeiten der Aufklärung – geschadet haben. Eine solche Lehre verschließt sich mit dem Mysteriösen dem Verstehen, soweit dies ansonsten bei ihr gelingt, durch eine unterstützend intendierte systematisch metaphysische Theologie, die dem rationalen Glauben im Weg stehen kann.

Nimmt man an, dass unseren begrifflichen Möglichkeiten Grenzen gesetzt sind, dann erweitern sich zwangsläufig die ontologischen **Spielräume** jenseits unserer Zugänglichkeit. Selbst wenn wir – beispielweise – keinen klaren Begriff der Ewigkeit besitzen, kann es diese geben.

Mit dem bloßen Einräumen vager Möglichkeiten scheitert jedoch auch jede Theorie. Angenommen, wir räumen grundsätzliche begriffliche Grenzen unserer Wirklichkeitserkenntnis ein. Dies kann bedeuten: (i) es gibt ‚Teile‘ der Wirklichkeit jenseits unseres Begriffsvermögens, oder (ii) der Zusammenhang zwischen Eigenschaften der Wirklichkeit (bzw. vermeintlichen Eigenschaften der Wirklichkeit) und deren Kohärenz kann von uns nicht durchschaut werden.

Beide Optionen müssen uns nicht total ignorant machen. In Bereichen wie der Alltagstechnik und sogar Bereichswissenschaften können wir hinreichend adäquates Wissen besitzen. Was uns fehlt, ist ein vollständiges kohärentes Wissenssystem vom Ganzen.

Sobald wir dies einräumen, gibt es keine Grenze, was alles mit unserem sicheren Wissen kompatibel sein könnte (in einem losen epistemologischen Sinn von „könnte“). Wir wissen allein deswegen natürlich nicht, dass beliebige solcher Kompatibilitäten bestehen, können sie allerdings nur relativ zu gesichertem konträren Wissen – in unseren jetzigen Begriffen – ausschließen. Damit eröffnet sich eine ‚Wildcard‘ für ein offenes Wirklichkeitsverständnis. Damit eröffnen sich auf die entsprechenden Optionen für Religion und Esoterik und Mystik. Allein, diese können in ihrer spezifischen Form oft gerade nicht als ‚möglich‘ hingestellt werden. Es erlaubt sich nur der unspezifische Verweis, dass etwas in dieser Art – das wir gerade nicht genau angeben können – in einem unspezifischen/ungeklärten

Sinne ‚der Fall‘ sein könnte, d.h. in einer nicht exakt semantisch einholbaren Modalität der Möglichkeit.

In dieser Option ließe sich das Vertrauen in bestimmte religiöse Annahmen verankern, aber wieder nur in der negativ formulierten Form, dass in einer Weise, die wir nicht genau begreifen, die Probleme, die wir in der (theologischen) Metaphysik sehen in einer erweiterten Metaphysik aufgehoben sind.

Der Verweis auf **mystische Erfahrungen** oder ‚Erleuchtungen‘ ist auch kein Freifahrtschein für theologische Behauptungen, insofern solche Erfahrungen immer gedeutet werden müssen und historisch verschiedene und inkompatible Religionen sich auf scheinbar gleiche solche Erfahrungen berufen. Schwierigkeiten, solche Erfahrungen einzuräumen, treten hier weniger mit und zwischen den nahezu säkularen und religiösen Deutungen auf, als mit einem durchgängigen materialistischen Naturalismus, der sie auf nicht-transzendente Ursachen zurückführen müsste. Religiöse Konzeptionen können ihre Deutungen solcher Erfahrungen in sich integrieren. Dies können allerdings auch atheistische oder pantheistische Interpretationen solcher Erfahrungen. Diese mögen solche Erfahrungen als persönlichen Zugang zu einer so gegenwärtigen Transzendenz ansehen, womit die Erforderlichkeit ihrer theologisch dogmatischen Deutung in Frage steht. Mutmaßliche religiöse und mystische Erfahrungen können in einen religiösen Interpretationsrahmen eingeordnet werden, und religiöse Interpretationsrahmen müssen sie einordnen, sie besitzen damit indessen keine unabhängige Begründungsfunktion.

Gott und sein Verhältnis zu uns ist *irgendwie* (inklusive der Möglichkeit: abwesend). Deshalb kann nicht Beliebiges und untereinander Inkompatibles dazu gesagt werden. Eine epistemologische Haltung des **Realismus** sollte auch hier verfolgt werden. Dem steht nicht entgegen, offene Fragen einzuräumen, zu deren Beantwortung es bis hierhin inkompatible Ansätze gibt. Dies gilt beim Verstehen Gottes ebenso wie beim Erkennen im Allgemeinen.

Eine Glaubensgemeinschaft (eine Kirche) mag es als erforderlich für ihre Identität ansehen, einen Grundbestand ihres Glaubens und seines Gottes- und Menschenverständnisses in einem Glaubensbekenntnis niederzulegen. Dies muss allerdings nicht heißen, dass ein solches Glaubensbekenntnis nicht in Teilen oder in seinen einzelnen Formulierungen überholbar ist. Die theologische Einsicht kann sich erweitert haben. Problematisch sind nicht-überholbare Dogmen, wenn sie auf der Festschreibung eines Mysteriums oder auf dem Festhalten an speziellen Formulierungen beruhen. Denn dies schließt aus, dass wir in der Erkenntnis eschatologischer und theologischer Fragen besser verstehen und formulieren können – sei es etwa auch mit der Hilfe Gottes. Nicht problematisch,

sondern zwangsläufig ist, dass zur Identität einer bestimmten Kirche bestimmte Bekenntnisse gehören (wie zur Schöpfung oder zur Auferstehung), die ohne Selbstauflösung eben *dieser* Kirche nicht in ihrem Gehalt – allerdings in ihren Formulierungen – aufgegeben werden können.

Eine Negative Theologie, die Gott als das „unergründliche Geheimnis“ bezeichnet, kann dies zwar auf die nicht-geoffenbarten Aspekte der Natur Gottes eingrenzen, droht aber die Aussagen der Offenbarungsreligion in Frage zu stellen. Dass muss nicht heißen, diese als falsch hinzustellen oder als jedenfalls unsicher. Eine solche Theologie muss keinen Relativismus bezüglich der kulturhistorisch aufgetretenen Gotteslehren behaupten, muss aber einräumen, dass die verschiedenen Gotteslehren, die auf die eine Natur Gottes zielen, partiell kompatibel sein müssen, soweit sie zutreffen, und dass man eine Fallibilität auch in der eigenen Theologie einräumen muss, wo direkte Offenbarung und eine besser begründete theologische Konzeptualisierung des Transzendenten nicht sicher sind, was im Allgemeinen gilt.

§3 Sprachliche Grenzen und erweiterter Sprachgebrauch

Praktische Erkenntnisgrenzen können zum einen praktisch in einem technischen Sinne sein: vor der Erfindung des Mikroskops war Zellbiologie nicht möglich. Solche technischen Grenzen bringen dabei auch begriffliche Grenzen mit sich: bestimmte Begriffe (wie ‚Zellteilung‘ etc.) konnten nicht zur Verfügung stehen. Kontingente Erkenntnisgrenzen haben allerdings nicht nur Ursachen in der Technikgeschichte. Eine Theorie der frühkindlichen Entwicklung oder der Psychoanalyse benötigt keine Techniken, die nicht schon 100 Jahre früher zur Verfügung standen. Was fehlte, war ein Interesse an den betreffenden Fragen bzw. ein Bild des Menschen und Kindern, das solche Überlegungen nahelegte oder nicht verhinderte. Erweiterungen des Vokabulars – angestoßen oder vorbereitend zu neuen Theorien – verschieben damit auch die Grenzen des Erkennbaren in einem historischen Sinne. Diese Erweiterungen sind kontingent. Das was nun gesehen wird, wurde zwar vorher nicht gesehen, war aber nicht prinzipiell unsichtbar.

Zur epistemischen Bescheidenheit gehört auch die Einsicht, dass es viele Formen der menschlichen Selbstverständigung gibt. Was sich wissenschaftlich nicht erkennen oder nicht einmal in wissenschaftlicher Sprache sagen lässt, lässt sich z.T. in anderen Formen und Medien artikulieren, selbst wenn diese Artikulation nicht die Qualität einer (theoretischen) Erkenntnis hat.

Dies gilt sowohl für sprachliche Formen (wie bestimmte Formen der Poesie) als auch für nicht-sprachliche (wie die Musik). Auch in ihnen finden sich Menschen ‚wieder‘. Sie empfinden die Musik

etwa als angemessenen Ausdruck ihrer Stimmung, obwohl sich weder exakt sagen lässt, wie die Musik dies macht, noch was exakt die ausgedrückte Stimmung ist.

Die **Poesie** kann in einigen ihrer Formen gerade den Anspruch erheben, etwas artikulieren zu können, was sich anders nicht fassen lässt. Dieser Anspruch lässt eine Bandbreite von Positionen zu. Die Poesie kann minimal beanspruchen, besser als normale Aussagen eine Stimmung zu erfassen, auch wenn es selbst in ihr ein Residuum des Nichterfassten gibt, das zu weiteren Versuchen des Erfassens Anlass gibt. Sie kann auch (gerade epistemologisch-imperialistisch wie in der poetischen Theorie der ‚Imaginativisten‘, wie dem frühen Ezra Pound) beanspruchen, eine genaue sprachliche Vermittlung der Stimmung zu geben. Damit erhebt sie den epistemologischen Anspruch, den Bereich des Schwerausdrückbaren oder Nochnichtausgedrückten zu verkleinern. Poesie erweitert – so verstanden – den Bereich des Sagbaren, der metaphorisch, sprachbildnerischen Ressourcen.

Der Bereich des Schwerausdrückbaren wird damit nicht erschöpft, insofern das Aufnehmen der poetischen Beschreibung z.T. von der eigenen sprachlichen Kompetenz abhängt und entsprechende neue Beschreibungen durch ausgedehnten Gebrauch ihre innovative Funktion mindestens teilweise verlieren können, indem sie Anwendungen finden an Phänomenen, die sich zu stark vom ursprünglichen poetischen Anlass unterscheiden.

§4 Phänomenologische evozierende Beschreibungen

Eine Variante des ausgedehnten Sprachgebrauchs sind evozierende Beschreibungen einer (deskriptiven) Phänomenologie. Die Phänomenologie steht zwischen einer wissenschaftlichen Philosophie (in der analytischen Tradition) und einer allgemeinen weltanschaulichen Interpretation der *conditio humana*. Sie will methodisch abgesicherter vorgehen als eine weltanschauliche Interpretation, beruft sich jedoch wesentlich auf Introspektion und ‚Wesensschau‘ – also damit auf eine Methodik, die sich schwer intersubjektiv einlösen lässt, was selbst für die transzendente Phänomenologie Husserls gilt, weswegen sie sich nicht als ‚wissenschaftliche Philosophie‘ durchgesetzt hat. Die deskriptive Phänomenologie – bzw. entsprechende Traditionslinien bis hin zur gegenwärtigen französischen Phänomenologie – verfährt methodisch noch weniger streng bzw. abgesichert. Es geht nicht im Wesentlichen um Strukturen des Bewusstseins, sondern um die Objekte (insbesondere transzendenten Objekte), denen wir dort vermeintlich begegnen. Angeboten werden evozierende Beschreibungen. Diese Beschreibungen sollen uns etwas sehen/begreifen lassen. In ihrem innovativen Charakter ähneln sie dem poetischen Sprachgebrauch. Damit stellt sich allerdings auch die Frage, ob sie mehr Validität

haben als poetischen Beschreibungen. Auch dort können wir etwas nachvollziehen – zumindest vermeintlich – und damit etwas in einem neuen Licht sehen. In diesem Sinne werden Phänomene vorgeführt. Im Einverständnis der Leserschaft konstituiert sich ein mutmaßlich gemeinsames Thema. Phänomenologie droht so allerdings zur literarischen Ein- und Zustimmung zu verkommen. Bloße Ein- und Zustimmung kann auch für verschiedenste Kulte gelten. Eine bloße Sprachpraxis verbürgt nicht, der Wirklichkeit auf der Spur zu sein – in deren Gegebenheit. Das Desiderat liegt darin, ob von solchen phänomenologischen Vorführungen fortgeschritten werden kann zu Theorien (im engeren Sinne), die Referenz auf Gegenstände behaupten und diese in einem Zusammenhang nachvollziehbar darstellen. Ohne den Fortschritt zu einer Theorie bleibt die Phänomenologie eine Form von vortheoretischer Selbstverständigung. Diese hat ihre Berechtigung u.a. als Sicherung eines Phänomenbestandes, allerdings nur eines vermeintlichen, insofern *explicanda* schon in einer intersubjektiv gesicherten Weise vorgelegt werden sollten.

In die Auseinandersetzung mit der Phänomenologie kommt man beim Festhalten an exakte Standards der wissenschaftlichen Modellbildung nicht hinein. Man muss einen Vorschuss von Ungenauigkeit und Offensein für rational problematische Beschreibungen investieren, mit der Absicht so einen Phänomenbestand zunächst besser zu sichern als vorher. Durch – quasi-phänomenologische – *epoché* der rationalen Kritik kommt man in die Aneignung der Phänomenologie hinein. Um nicht in der Apologie des Unklaren zu verharren, muss man später jedoch wieder auf weitere Klärung beharren. Insofern macht diese Phänomenologie ein Übergangsstadium aus. Soweit diese Klärung steckenbleibt, scheitert die Aneignung der Phänomenologie. Es bleiben allein literarische Verweise. Eine Phänomenologie, die mehr sein will als weltanschauliche Kommentierung von Befindlichkeiten und Geschichten, scheitert damit auch. Kulturgeschichtlich kann man sie als Epoche betrachten. Anders formuliert: es gibt – scheinbar – Grenzen der analytischen Erkenntnis- und damit einer analytischen Religionsphilosophie; angeboten werden verschiedene Formen der Spekulation (wie in der mittelalterlichen Philosophie) oder eines anderen Denkens, um an diesen Grenzen weiterzukommen (wie die phänomenologische evozierende Deskription); im Sinne eines Bestrebens nach mehr Erkenntnis oder der schrittweisen Ausdehnung des Bereichs des Erkennbaren, über den sich intersubjektiv verständigen lässt, gebietet sich auch eine Aufgeschlossenheit gegenüber Nichtstandardmethoden, evtl. kann man hier etwas mehr als nur dogmatisch postulieren und mehr als unsinnige Ausdrucksweisen zu prägen, sondern vielmehr wiederhol- und vorführbar errahnen (analog einer im Akt vollzogenen Spekulation, die sich kaum in die herkömmlichen Begriffe bringen lässt). In diesem methodischen Sinne können auch obskure philosophische und phänomenologische Texte (religions-)philosophisch relevant werden.

Das Dilemma evozierender Beschreibungen liegt in ihrem Rückzug aus rationaler Kritisierbarkeit: man stimmt bei (ohne klare Gründe) oder man kann die Beschreibung nicht nachvollziehen. Gerade beim Letzteren scheint die Schuld beim Nichtverständigen zu liegen. Doch, Unverständlichkeit möglichst auszuschließen ist ein wissenschaftliches/philosophisches Ziel. Evokation darf demnach nur ein – wenngleich ausgedehntes – Übergangsstadium sein. Gibt es keine Standards intersubjektiver Kritik und Einholung der Beschreibung, bleibt sie allein eine literarische Offerte. Dies gilt für Teile der Phänomenologie und postmodernen Philosophie. Sie regen an, jedoch ohne Fortsetzung. Andere Teile der Phänomenologie benutzen zwar auch evozierende Floskeln und Verkürzungen, betten diese jedoch ein in allgemeine (umgangssprachliche) Erläuterungen. In diesem Fall kann man eventuell an eine Deskription des Felds der Phänomene und die vorwissenschaftlichen *explicanda* anknüpfen. Es gilt, die *genuinen* Phänomene zu sichern.

Das besondere Problem einer Phänomenologie im Kontext religiöser Themen liegt in der Unzugänglichkeit einiger der (vermeintlichen) religiösen Gegenstände bzw. der nicht gesicherten Sprache über religiöse Phänomene. Beschrieben wird eine Anmutung. Es wird versucht, ein sich entziehendes Phänomen zu erfassen. Die Möglichkeiten, intersubjektive Referenzpunkte zu etablieren, sind noch begrenzter.

Die ‚**Hermeneutik**‘, die einige Phänomenologen vorschlagen, ist eine Mischung von Phänomenauslegungen (‚Hermeneutik der Erscheinung‘ oder sogar ‚Seinshermeneutik‘) und einer nicht-literaturwissenschaftliche Auslegung von Phänomen*beschreibungen*. Eine Auslegungskunst, die mitnichten so etwas versucht oder sein will wie eine *ordinary language philosophy*. Sie legt Beschreibungen aus und legt ihre Theorieansätze in Beschreibungen aus, koppelt diese indessen nicht an den ‚normalen‘ Sprachgebrauch, noch an eine kanonische literaturwissenschaftliche Methodik der Textinterpretation. Auch hier zielt die Phänomenologie als Hermeneutik auf evozierende Erläuterungen und Auslegungen, z.B. überkommener Erzählungen und Mythen. Wieder kommt es darauf an, wie sich ein Interpretationsrahmen ergibt, der eine (partielle) Systematisierung erlaubt und eine insofern intersubjektiv nachvollziehbare und kritisierbare Sicht von Begriffsverwendungen und *topoi* erlaubt.

Die Phänomenologie sollte eigentlich von ihrem Ursprung und Ansatz als Bewusstseinsphilosophie eine **Ontologie** (als Metaphysik des Seins) ausschließen, doch hat die Phänomenologie schnell eine metaphysische/ontologische Wende genommen. Ein Teil der Ontologie verbindet sich mit der Beschreibung der Phänomene und entsprechenden theoretischen Begriffen. Eine solche Ontologie im weiten Sinne weisen alle wissenschaftlichen Theorien auf. Eine solche Ontologie ist Bestandteil des

grundlegenden Theorierahmens, trennt sich in der Regel aber ab von den substantiellen (empirischen) Aussagen der Theorie. Daneben tritt die formale Ontologie an der Basis der Wissenschaft bzw. in den formalen Wissenschaften (etwa der formalen Mereologie, Mengenlehre usw.). Diese ist in ihren Postulaten nicht immer philosophisch harmlos (etwa in der Mengenlehre), überschneidet sich jedoch nicht mit den empirischen Wissenschaften. Es mag höchstens so sein, dass sich eine bestimmte formale Ontologie (etwa der Zeit) eher mit etablierten Theorien verbinden lässt als eine andere. Darüber hinaus finden sich allerdings auch Erbstücke der traditionellen Metaphysik (antiker oder mittelalterlicher Prägung), welche Postulate zur Struktur und zum Verhalten der Wirklichkeit niederlegen, welche, obwohl nicht empirisch etabliert, in Überschneidung zu empirischen Theorien stehen (etwa Prinzipien der Komposition und Bewegung der Materie). Empirische Wissenschaften selbst mögen auch – verdeckt – solche metaphysischen Prinzipien enthalten (wie Annahmen zur Determination oder des Zureichenden Grundes). Bezüglich der metaphysisch/ontologischen Komponenten der phänomenologischen Tradition kommt es insofern auch darauf an, ‚harmlose‘ (methodisch fundierte) ontologische Bestandteile von ‚nicht harmlosen‘ (postulativen Bestimmungen der Wirklichkeit in Details überschneidend zu den Wissenschaften) zu trennen.

§5 Traditionelle Formulierungen und deren Überarbeitung

Welche Grundannahmen einen Glauben wie das Christentum ausmachen ist auch zwischen den Denominationen und Unterkirchen umstritten. Eine Unterkirche begreift sich selbst (noch) als christlich, wenn sie, ihrer Meinung nach, eine Überschneidung in den Hauptglaubensgehalten zur Kirchengruppe Christentum sieht. Dieser Perspektive nach wären alle Christen, welche die Offenbarung in Jesus Christus (den ‚neuen Bund‘) und seine Auferstehung annehmen, unabhängig z.B. davon, ob sie den Dogmenkomplex, der sich mit der Trinitätslehre befasst, annehmen. Hier beginnen die theologischen Schwierigkeiten und Streitigkeiten. Denn eine andere Gruppe mag den Nichtüberschneidungsbereich als wesentlich für den christlichen Glauben ansehen. So macht gerade die Trinitätslehre große Teile des *Nicaeums* aus.

In allen monotheistischen Traditionen trat neben die Offenbarung in den heiligen Schriften jeweils eine Auslegungstradition, die dann nahezu ähnliches Gewicht gewonnen hat. Die Bibel lässt viele Auslegungen zentraler Passagen zu. Auch eine aufgeklärte Bibeldeutung oder -kommentierung (wie bei Kant) betont zwar die eschatologischen Bestandteile des Christentums, entfernt sich dann indessen von der Dogmengeschichte in Richtung der mit der Vernunftsmoral eher kompatiblen Deutungsvarianten des Pelagianismus und Arianismus. Während die einen (wie die Anabaptisten) dann direkt zu den

Quellen zurückwollen, betonen die anderen (wie die Katholische Kirche), dass die Kirche aufgrund des in ihr wirkenden Heiligen Geistes die Autorität zu den Weiterentwicklungen der theologischen Deutungen habe. Mit diesen jeweiligen Haltungen verbinden sich schon Konzeptionen, wie die wahre Kirche sein soll. Trotzdem scheint eine wechselseitige Toleranz und Bescheidenheit bezüglich des eigenen Verständnisses die beste Haltung, welche nicht nur mit der Annahme unserer beschränkten Verstehensleistungen zusammenpasst, sondern auch mit der jeweiligen Konzeption eines gnädigen Gottes, der unsere Bemühungen unterstützt.

Für einen rationalen Glauben bietet es sich an, die Quellen der Offenbarung von der Tradition ihrer Interpretation zu unterscheiden. Die Bibel lässt sich – für Christen – auffassen als Offenbarung, die griechische und mittelalterliche Metaphysik nicht. Indem viel theologische Gedankenarbeit und Debatte in solche Traditionen eingeflossen sind, haben sie Gewicht. Die vorgetragenen Argumente und Modelle sind zu berücksichtigen. Als Argumente und Modelle lassen sie sich allerdings auch weiterentwickeln, kritisieren und reformulieren.

Historisch jeweils zu überholen sind die Anleihen, welche eine Theologie aus der Wissenschaft nimmt. Sofern die Wissenschaft sich weiterentwickelt hat, müssen auch entsprechende Modelle und Konzeptionen überholt werden. Dies gilt auch für Versatzstücke einer jeweils historisch gegebenen oder dominanten Physik – insbesondere der philosophischen Metaphysik.

Unser Verständnis der Welt hat sich – etwa seit den Tagen der antiken Metaphysik – entwickelt, und neue Ausdrucksformen können – müssen jedoch nicht – angemessener sein. Problematisch sind insbesondere solche Traditionsbestände, die sich in konkreten kirchengeschichtlichen Problemlagen und Auseinandersetzungen ergeben haben und zugleich als Dogma fixiert wurden. Dogmen, welche oft die Mitglieder der aktuellen Kirche nicht kennen, nicht verstanden haben oder einfach ignorieren. Die Weiterentwicklung und Reformierung solcher Traditionen muss zugleich theologisch argumentativ fundiert und undogmatisch im Geiste sein. Beides ist schwierig, da jede solche Debatte in historischen Kirchen mit ihren aktuellen Problemen stattfinden. Auch mögen Seelsorger lieber an eigentlich überholten Dogmen festhalten, um so die Gemeinde nicht zu verunsichern, was als Nächstes in Frage gestellt werden könnte.